

Jörg Lehne – ein Jahr nach dem Unglück am Walkerpfeiler

Dieter Hasse und Dr. G. Leukroth

Als Jörg Lehne in der Nacht vom 24. zum 25. Juli 1969 beim Biwakieren am Walkerpfeiler vom Stein Schlag tödlich getroffen wurde, verloren wir in ihm einen der besten und beständigsten Alpinisten unserer Zeit. So gehört er zum Kreis jener, die trotz überragender bergsteigerischer Fähigkeiten, Erfahrungen und Erfolge schließlich doch das Pech hatten, in den Bergen ums Leben zu kommen. Louis Lachenal (1955), Hermann Buhl (1957), Jean Couzy (1958), Toni Egger (1959), Andrea Oggioni (1961), Toni Kinshofer (1964), Lionel Terray (1965), John Harlin (1966) und der eine oder andere Nichtgenannte dazu, seit einem Jahr nun auch Jörg Lehne – vertraute Namen junger Nachkriegsbergsteiger, die über ihren Tod hinaus ein bedeutendes Stück modernen Alpinismus verkörpern.

Jörg Lehne wurde am 6. Mai 1936 in Berlin geboren. Seine Jugend verlebte er jedoch im Alpenvorland, in Rosenheim und Traunstein, um Anfang der sechziger Jahre nach Stuttgart überzusiedeln. Die Berge lernte er schon als Kind auf zahlreichen Wanderungen kennen. Kaum zehnjährig, wagte er erste schüchterne Klettereien. 1950 hielten bereits bemerkenswerte Kaiserrouen Einzug in sein Tourenbuch, Fleischbank-Ostwand und Totenkirchl-Westwand z. B. Im Jahr darauf durchstieg er die Fleischbank-Südostverschneidung, die seinerzeit als eine der schwierigsten Klettertouren galt, und bald auch die Predigtstuhl-Direttissima, damals das Nonplusultra im Wilden Kaiser.

In den ersten Jahren unternahm Jörg Lehne seine Bergfahrten meist mit dem aus Dresden stammenden Freund Siegfried Löw. Zahlreiche schwierigste Dolomitenrouten glückten den beiden: Marmolata-Südwestwand, Tofanapfeiler, Cima Su Alto – Livanos-Verschneidung u. a., die Oberreintaldom-Nordwand (Gonda) im Wetterstein, die Torsteinverschneidung (Schinko) im Dachsteingebiet sowie die „Todesverschneidung“ als die ob ihrer Anforderungen verrufenste Gesäusetour, um nur einige herauszugreifen. Westalpen-Erfolge wurden frühe Wiederholungsbegehungen von Grand-Capucin-Ostwand (1955), Piz-Badile-Nordostwand (1956)*, im selben Jahr, zufällig mit Hermann Buhl zusam-



men, die Westwände von Dru und Aiguille Noire. Gefährten Lehnes bei wesentlichen späteren Bergfahrten wurden Georg Haider, Peter Haag, Günter Schnaidt, Günter Kroh und Karl Golikow.

Wir lernten uns 1957 bei den Versuchen um die Direkte Nordwand der Großen Zinne kennen, deren gemeinsame Erstbegehung im Juli 1958 glückte. Sie wurde für uns eines der ganz großen alpinen Erlebnisse, das unsere zwölfjährige Freundschaft gründete. Noch im gleichen Sommer wollten wir das Problem einer Direktdurchsteigung der Westlichen Zinne (etwa in der Art der späteren Schweizer-Führe) lösen; aber ein folgenschwerer Sturz Jörgs in der Torre-Trieste-Südwand machte einen Strich durch die Rechnung. Als die beiden Schweizer Albin Schelbert und Hugo Weber, Viertbegeher unserer Zinnenwand, bereits im Winter 1968/69 dem großen Nordwandproblem der Westlichen Zinne zu Leibe rückten, da waren wir wohl für den ersten Augenblick nicht gerade begeistert, doch als wir hörten, wer da so eisern versuchte, hatten die beiden Pfundsburshen sehr schnell unsere Sympathie. Noch im selben Jahr durchstiegen sie die ebenso abgelegene wie schwierige Nordostwand des Monte Pizzocco. Zuvor hatten sie eine kameradschaftliche Einladung geschickt, bei der Erstbegehung mitzutun; wußten sie doch, daß wir bereits

* Wenn das Bergell ebenso wie die Bernina geographisch auch zu den Ostalpen gehört, empfindet der Bergsteiger die dortigen Routen doch als Westalpentouren.

einen Streifzug zu der entlegenen Mauer unternommen und ihren Durchstieg erwogen hatten. Wahrhaftig eine vorbildlich sportliche Gesinnung mit Seltenheitswert! Jörg grinste eher ungläubig, als er davon hörte; er war viel zu nüchtern, illusionslos, um so etwas zu erwarten. Aber er fühlte sich wohl in einer Gemeinschaft mit solchem Geist – auch wenn er sie oft zur Zielscheibe seines hintergründigen Spottes machte. Vom Moralisieren hielt er wenig. Kameradschaft wurde praktiziert, ohne große Gedanken darum zu verschwenden oder darüber zu reden, sie galt als selbstverständlich und Instinkthandlung. Wo ihm Gegenteiliges begegnete, ging Jörg anscheinend ungerührt oder verschmitzt lächelnd zur Tagesordnung über: Unsinn, von Bergsteigern mehr zu verlangen als von anderen. Sie sind nun mal nicht anders, und anständiger, besser oder zuverlässiger schon gar nicht. – Ich habe für diese Erkenntnis ein wenig länger gebraucht als er, ja, sie fällt mir selbst heute noch manchmal schwer. Freilich brauchte ich für das meiste länger als der Freund.

Jörgs hervorragende Intelligenz und berufliche Tüchtigkeit standen den alpinistischen Leistungen in nichts nach. Von der Oberrealschule kommend, hatte er in Rosenheim Schriftsetzer gelernt, um nach zwei Gesellenjahren die Graphische Akademie in München zu besuchen. Ein vorzüglicher Studienabschluß eröffnete ihm bestdenkbare Berufschancen. So betraute ihn alsbald der Belsler-Verlag, Stuttgart, mit den verantwortungsvollen Aufgaben eines Direktionsassistenten, denen er in beispielhafter Weise nachkam. Wo Jörg wirkte, gewann er Hochachtung und Sympathie. Eine beachtliche Berufskarriere schien vor ihm zu liegen.

Das Sommerbergsteigen galt für Jörg Lehne stets nur als *eine* alpinistische Erlebnisform. Neben wilder Skifahrerei wartete er auch mit spektakulären Wintertouren auf, so der ersten Winterbegehung der Däumlingskante im Gosaukamm (1957), der ersten Winterdurchsteigung (vierten Begehung überhaupt) des Hermann-Buhl-Gedächtnis-Weges an der Rotwand im Rosengarten (1959), der Direkten Ostwand an der Fleischbank (Wörndl-Noichl) sowie der Oberreintaldom-Nordwand (Gonda), beide gleichfalls Wintererstbegehungen vom Jahr 1959. Höhepunkt wurde hier zweifellos die winterliche

Erstbegehung der Eiger-Nordwand-Direttissima (1966). Einen Monat lang rang er mit seinen schwäbischen Gefährten und schließlich gemeinsam mit den englisch-amerikanischen Konkurrenten um den schwierigen, gefährlichen Durchstieg, den sie zu guter Letzt im Gedenken an den in der Wand tödlich verunglückten Kameraden „John-Harlin-Route“ nannten.

Hatte Jörg Lehne bislang in alpinistischen Aufsätzen und Diskussionsbeiträgen wiederholt eine gute Feder bewiesen (hervorzuheben sein Artikel „Die Stellung des Extremen im Alpinismus“, „Jugend am Berg“, Heft 2/1962), so krönte er nun den Eiger-Erfolg durch sein mit Peter Haag geschriebenes Buch „Eiger – Kampf um die Direttissima“ (Chr.-Belsler-Verlag, Stuttgart, 1966). Der Erlös wurde unter die Eigerkameraden aufgeteilt.

Jörg verlor mehrere Freunde beim Bergsteigen, wobei ihm der Tod des langjährigen Tourengefährten Siegfried Löw 1962 am schwersten traf. Im Jahr zuvor hatten Lehne, Löw und Kinshofer in der Diamir-Flanke am Nanga Parbat eine Höhe von etwa 7200 m erreicht, womit nur mehr das letzte Viertel, der Gipfelaufschwung, zu bewältigen blieb. Technisch für sie nichts Problematisches mehr, aber das Wetter machte wie so oft einen Strich durch die Rechnung. Jörg konnte an der zweiten, erfolgreichen Herrligkofferschen Diamir-Expedition aus Berufsgründen nicht teilnehmen. Am 23. Juni 1962 standen Toni Kinshofer, Siegi Löw und Anderl Mannhard nach glücklicher Vollendung des 4000 Höhenmeter messenden Wanddurchstieges auf dem Nanga Parbat (8125 m). Ein eisiges Biwak schloß sich an, der Abstieg; dabei stürzte Löw und zog sich seine tödlichen Verletzungen zu. So brachten sie 1962 wohl den Gipfelerfolg, aber Siegi, den Freund, nicht mehr zurück.

Trotz Jörg Lehnens starker beruflicher Anspannung und der Tatsache, daß er seit 1959 verheiratet war*, gelangen ihm auch in den letzten Jahren nach wie vor bedeutende bergsteigerische Unternehmungen: 1967 Punta-Tissi(Civetta)-Nordwestwand (Philipp-Flamm), die wahrhaftig eine der kühnsten

* Heute lebt Jörgs tüchtige, charmante Frau Gertraud mit den beiden Kindern (geb. 1960 und 1961) wieder in Rosenheim, wo sie sich dank seiner Versicherung zum Glück den Grundstock eines geborgenen Zuhauses schaffen konnten.

Ostalpenrouten genannt werden kann, 1968 die überaus harte Erstdurchsteigung der Schwarzen Wand im Wetterstein sowie zwei anspruchsvolle Erstbegehungen durch die bis 300 m hohen Kalkabstürze der Insel Capri, wohin wir im Sommer vor dem hoffnungslos schlechten Alpenwetter geflüchtet waren. Ein Durchsteigungsversuch der winterlichen Droites-Nordwand (Montblanc-Gebiet) im März davor war schon am Wetter gescheitert.

Der Walkerpfeiler an den Grandes Jorasses im Montblanc-Gebiet galt uns stets als eines der verlockendsten Unternehmen der Alpen. Mehrere Sommerurlaube verbrachten wir im Gebiet von Chamonix, um den Pfeiler zu durchsteigen. Das Wetter gab nie eine Chance. Wiederholt hatte Jörg den Walkerpfeiler sein letztes großes alpines Ziel genannt. Im Juli 1969 endlich schien es soweit. Ich befand mich in den Anden, so ging der Freund zusammen mit Karl Golikow, dem bewährten Gefährten zurückliegender harter Touren. Wie so typisch für jene, die nicht das Glück haben, in unmittelbarer Alpennähe zu wohnen oder über viel Zeit zu verfügen, jagten die beiden in einer nächtlichen Gewaltfahrt nach Chamonix. Dazwischen wenige Stunden Schlaf auf halbem Wege. Mit der Zahnradbahn nach Montenvers. Der lange heiße Marsch über das Mer de Glace und den Leschaux-Gletscher. Günstigste Verhältnisse in den Jorasses, gute Großwetterlage wie seit Jahren nicht! Noch am Nachmittag stiegen sie das Firnfeld empor. Rund 200 m hoch, unter dem Schwierigkeitsbeginn, rüsteten sie, wie unser alter Plan vorsah, zum Walkerpfeilerbiwak.

Karl Golikow schreibt dazu („Der Bergkamerad“, Heft 9/1969):

„In der Nacht . . . Steinsalven. Wir hören sie rechtzeitig und gehen in volle Deckung, das heißt, wir pressen uns mit Gesicht und Körper an die Wand, unter kleine vorstehende Platten. Danach ist lange Zeit Ruhe. Wir müssen wohl eingeschlafen sein. Plötzlich wieder dieses wahnsinnige Surren. Wir schrecken hoch – volle Deckung. Doch die ersten Einschläge sind Volltreffer. Wir schreien! Um uns die Hölle – Einschläge, Funken, Schwefel. Ruhe. – Jörg stöhnt. Ich selbst habe wahnsinnige Schmerzen im Oberschenkel. Mein Bein schwebt irgendwo. Ich glaube, es fehlt. Jörg stöhnt wieder. Ich frage nach

seinen Verletzungen: „Ich muß sterben . . . ich muß sterben . . .“ – immer wieder. Dann: „Ich springe hinunter . . . Ich will nicht mehr.“ Und wieder qualvolles Stöhnen. Ruhe. Ich beginne ihn abzufühlen. Suche seine Verletzung. Doch mein Bein ist auch noch da. Schreien möcht' ich vor Schmerz. Lege das Bein einigermaßen in die rechte Lage.

Eine halbe Stunde mag vergangen sein. Da Jörg: „Kalle, hab' Dank für alles.“ Stille – nichts mehr. Kein Wort mehr von Jörg. Von oben wieder das tödliche Surren – Einschläge, Funken, Höllenlärm um uns. Ich erwarte das Ende. Bin ganz ruhig; kann doch nichts machen. Alles egal! Einschlag zwischen die Füße – dann ist der Höllenspuk vorbei.“

Während Golikow geborgen werden kann und nach langem Krankenhausaufenthalt wiederhergestellt wird, ist Jörg Lehne tot. – Steinschlag am Walkerpfeiler, der als eine der steinschlagsichersten Routen galt!

Jörg Lehne ist tot, unabänderlich. Du stehst vor seinem Grab auf dem Rosenheimer Friedhof, einem viel zu kurzen Hügel für ihn, und hast Angst, auf seine Beine zu treten. Siegi Löw liegt irgendwo oben am Nanga Parbat, Jörg hier eingezwängt in das bürgerliche Gräberfeld. Doch nur wir sind es, die sich Gedanken darum machen, die toten Freunde spüren nichts davon. „Was soll's“, würde Jörg sagen, „nun ist es eh wurscht.“ – Keiner seiner Gefährten hätte geglaubt, daß er nach so langen aktiven Jahren noch in den Bergen ums Leben kommen könnte. Sein bergsteigerischer Instinkt und seine reichen Erfahrungen schienen für ihn alpine Gefahren nahezu auszuschalten. „Noch den Walkerpfeiler!“ war sein Wunsch. Dann wollte er beschaulichere Wege gehen. Dieter Hasse

Draußen vor dem Fenster sind die Felder vom ersten Schnee bedeckt. Die weißen Flächen reflektieren das Licht der Nachmittagssonne mit ungewohnter Helligkeit ins Zimmer. Auf dem Tisch liegen Fotografien von ihm. „Darf ich mir einige Bilder aussuchen?“ fragt Dieter die Frau im schwarzen Kleid, die von ihrem Mann, unserem Freund, erzählt, der seit einigen Monaten tot ist.

„Natürlich darfst du, Dieter, ich habe sie doch extra für dich machen lassen.“ Wir betrachten die Aufnahmen. Ein seltsam unbehagliches Gefühl ergreift mich: Zehn, zwanzig oder noch mehr Fotografien liegen da vor uns, in verschiedenen Formaten, unterschiedlichen Helligkeitsgraden und Farbtönungen des Papiers, einmal ist das Gesicht weich gezeichnet, dann härter, hier sind die Schatten dunkel, beinahe schwarz, und da von einem hellen, durchsichtigen Grau, doch immer ist es dasselbe Gesicht, das seine Freunde kennen, hell von der Sonne eines Tages beschienen, der unwiederbringlich vergangen ist.

„Willst du auch einen Jörg, Zacke?“ fragt Dieter, und in diesem Augenblick erkenne ich die Ursache meines Unbehagens: „Willst du auch einen Jörg?“, ein Bild von ihm aus diesem Haufen zahlloser Momentaufnahmen, die in der Erinnerung seiner Freunde weiterleben. Wie gehen wir mit den Bildern unserer toten Freunde um, was wird aus ihnen in unserem Bewußtsein? Und vor allem: wie verfälschen wir sie mit unseren lauten Reden und Nachrufen, die mit erschreckender Deutlichkeit jene Lücken zeigen, die der Freund mit seinem Leben ausfüllte, ohne daß wir es bemerkten? Ich halte jetzt ein Bild von ihm in der Hand. Ich darf es behalten, müßte mich dafür bedanken, wenigstens irgend etwas sagen, um das Schweigen, das sich plötzlich als Verlegenheit im Raum ausbreitet, zu überwinden. Aber ich weiß: Jedes Wort von mir wäre in diesem Augenblick falsch, konventionell und belanglos, so wie der Tote als lebendiger Mensch nicht gewesen ist.

*

In meiner Erinnerung sitzt Jörg abends nach einer Kletterei im Pfälzer Sandstein wieder im Wohnraum der Berghütte unseres Freundes Wolfgang. „Wolf“, älterer Bergsteiger romantischer Schule mit immer noch jugendlicher Bergbegeisterung, hat die „Extremen“ in sein Haus geladen. Sie sitzen am Tisch in der Ecke neben dem Fenster unter dem Bild einer Felslandschaft des Elbsandsteingebirges. Wir essen, die gefüllten Weingläser stehen auf dem Tisch, Wolf gießt fleißig nach und interessiert sich für die Berufe seiner Gäste. „Was machen Sie, wenn Sie nicht klettern gehen?“ fragt er Jörg, der, mit vollen Backen kauend, für einen Augenblick ver-

blüfft über die Fragerei von seinem Teller aufsieht. Dann, als er hinuntergeschluckt hat, sagt er mit gleichgültiger Miene: „Ich bin Drucker.“ Schweigen, Kauen, Trinken. Nach einiger Zeit startet Wolf einen neuen Versuch, um die Konversation in Gang zu bringen: „Drucker, sehr interessant, aber was hat man da eigentlich genau zu tun?“ In den Gesichtern der Freunde, die mit am Tisch sitzen, bemerke ich ein belustigtes Grinsen. Jörg bleibt davon völlig ungerührt, kaut unbekümmert weiter, trinkt den Wein mit genußvollen Schlucken und bequemt sich schließlich zu erklären: „Ich drucke Bücher und Zeitschriften.“ Danach wieder Schweigen und Eßgeräusche. Unser Gastgeber wird allmählich ungeduldig: „Gut, aber stehen Sie da richtig hinter der Maschine und drucken, oder schreiben und korrigieren Sie die Bücher auch?“ „Je nachdem, was gerade verlangt wird“, klingt es nach einiger Zeit unbeteiligt zurück. „Und verdient man dabei auch etwas?“ fragt Wolf, inzwischen von dem lakonischen Gespräch belustigt, direkt zurück. Jetzt blickt ihm Jörg spöttisch ins Gesicht und knurrt: „Es reicht aus, um sich über Wasser zu halten.“ –

„Der gute Jörg untertreibt wieder mal“, erklärt jetzt Dieter, um die Situation zu retten, „als wir noch studierten und wenig Geld hatten, borgten wir manchmal bei Jörg, und im Gebirge auf gemeinsamer Fahrt war er nicht selten unser Finanzier. ‚Drucker‘ ist eine vereinfachte Berufsbezeichnung für ihn, denn er hat in einem bekannten großen Verlag eine leitende Stelle und verdient vielleicht mehr als wir alle zusammen.“

Jörg wischte sich während dieser Freundesworte gelangweilt die Hände an den verblichenen Blue jeans ab und fragte: „Wo schlafen wir heute nacht?“

*

Das war auch die Frage damals zum Sicherheitstest auf der Alb. Im großen Gasträum des Harprechthauses wurde diskutiert: über Schultersicherung, Kreuzsicherung und neue Stichtseilbremse. Sachliche Argumente wurden immer wieder von egozentrischer Polemik überschwemmt. Dabei war die Sache für jeden vorurteilslosen Zuhörer klar: Schultersicherung ist etwas für Naive, Kreuzsicherung für Leute mit kräftigem Brustkorb und dynamische Sicherung für Bergsteiger mit Hirn. Die meisten Diskussionsredner aber benutzten ihre Rede-

zeit nur zur Verteidigung eigener Vorurteile. Keiner fand das befreiende Wort, um die dicke Luft im Saal zu vertreiben.

Jörg, der mit an unserem Tisch saß, hatte bisher nur eine Zigarette nach der anderen geraucht und sich halbwegs interessiert die erregten Redner angehört. In einer Flaute der Diskussion, da die meisten offenbar ihr Pulver verschossen hatten, drückte er bedächtig seine Kippe im Aschenbecher aus und meldete sich zu Wort. Als er sich erhoben hatte, war er mit seinen langen Beinen, den schmalen Hüften und breiten Schultern unter dem aufgeknöpften Hemd unübersehbar. Kurzer Bürstenhaarschnitt und die große, markant geformte Nase gaben seinem schmalen Gesicht einen zielbewußten, konzentrierten Ausdruck. Seine Stimme klang spöttisch, als er etwa folgendes sagte: „Ich halte die ganze Diskussion hier eigentlich für überflüssig. Wir sind uns doch alle darüber klar, daß die Schultersicherung so etwas ist wie das Zigarettenrauchen: Jeder weiß, es ist gesundheitsschädlich, aber keiner, der sich daran gewöhnt hat, gibt es gern auf, ich auch nicht. Die Schultersicherung ist wie das Rauchen für viele zur Gewohnheit geworden, auch ich benutze sie noch genauso, wie ich Zigaretten rauche, obwohl ich davon überzeugt bin, es wäre vernünftiger, sich beide Laster möglichst schnell abzugewöhnen. Ich meine, es sollte jedem verantwortungsbewußten Bergsteiger selbst überlassen bleiben, die den Umständen entsprechende beste Sicherungsart zu verwenden. Wichtig ist aber, daß jeder weiß, was er von den einzelnen Methoden zu halten hat, und sich keinen Illusionen über ihre Leistungsfähigkeit hingibt. Nur so, denke ich, wird allmählich die Schultersicherung, das Gewohnheitslaster, auch bei altgedienten Alpinisten verschwinden. Aber auf eines sollte unbedingt geachtet werden: Wer mit alpinen Neulingen ins Gebirge geht, muß ihnen von Anfang an die zwei zur Zeit besten Sicherungsmethoden beibringen! Und das sind entgegen allen polemischen Reden, die hier von konservativen Schultersicherungsfanatikern gehalten wurden, die Karabinerkreuzsicherung nach Herrschel und die Stichtsicherung.“

Draußen vor der Haustür standen wir dann noch im Dunklen in kleinen Gruppen zusammen, um frische Luft zu schnappen. Ich äußerte meine Ver-

wunderung darüber, daß ein offensichtlich sachlich und vernünftig diskutierbares Problem wie die Sicherung mit so viel Fanatismus und Polemik behandelt wurde. Jörg aber meinte dazu ohne eine Spur von Überheblichkeit in der Stimme: „Siebzig bis achtzig Prozent der Menschen sind dumm, weshalb sollte das unter Bergsteigern anders sein?“ Er hatte recht, denn Bergsteiger sind auch keine besseren Menschen als alle anderen. Und selbst Jörg war in vieler Hinsicht nicht besser und nicht schlechter als du und ich, nur im Unterschied von den meisten von uns gab er sich darüber weniger Illusionen hin, als es allgemein üblich ist.

*

Wir sitzen in der Pfälzer Kletterhütte am Asselstein bei Annweiler: Jörg, Dieter und ich. Am späten Nachmittag sind wir noch miteinander durch die Ostwand des Asselsteins geklettert und haben jetzt einen leeren Magen: „Herr Wirt, was gibt's zu essen?“ Der kleine, untersetzte, körperbehinderte Mann eilt an unseren Tisch, Neugier glänzt aus seinen Augen: „Sind das die beiden ‚Experten‘ Jörg Lehne und Dieter Hasse?“ Fragend schaut er mich an. „Ja“, erwidere ich mit gespielter Ehrfurcht in der Stimme, „und sie wollen sich in Ihrer bescheidenen Hütte ein ordentliches Schnitzel zwischen die Zähne klemmen!“ Jörg macht ein grimmiges Nordwandgesicht und schaut dem Wirt drohend in die Augen. Der zuckt hilflos bedauernd mit den Schultern: „Warmes Essen gibt's bei mir nicht, ich habe doch noch keine richtig eingerichtete Küche! Aber ich kann euch einen Schwartenmagen anbieten, eine echt pfälzische Spezialität. Die hat bei mir sogar schon der Toni Hiebeler gegessen und sich drei Büchsen davon nach München schicken lassen!“ Jörg zeigt sich interessiert: „Soso, der Hiebeler hat das Zeug gelobt. Na, da bringen Sie mal für mich eine Portion.“ Er schaut uns fragend an, wir nicken. „Und für die zwei auch noch je einen, aber vor allem zunächst einen guten Pfälzer Wein für jeden.“

Als der Wirt uns den Schwartenmagen, braun mit weißen Fettgrieben und von sauren Gurken garniert, vor die Nasen stellt, lacht Jörg plötzlich laut auf: „Leute, mir fällt da was ein: Wir sollten uns ein paar leere Schwartenmagenbüchsen mitnehmen, schöne frische Pferdeäpfel einfüllen, die Deckel

wieder verlöten und per Nachnahme dem Hiebeler schicken!“ Mir rutschen beinahe Messer und Gabel aus der Hand. Der Wirt starrt dem Eigernordwandheroen entgeistert ins Gesicht, findet keine passenden Worte und verschwindet, verwirrt den Kopf schüttelnd, hinter der Theke. Jörg grinst belustigt und malt seine Vision weiter aus: „Stellt euch vor, wie der gute Toni an weißgedeckter Tafel nach dem Tischgebet genießerisch zum Büchsenöffner greift, um sich was Gutes zu gönnen, wie er vorsichtig den scharfen Blechrand hochbiegt und entsetzt schnuppert.“ „Jörg, Drecksau, hör’ endlich auf!“ knurrt Dieter, „mich hebt’s!“ „Was, dich auch?“ fragt Jörg mit gespielter Verwunderung und äugt scheinheilig über den Rand seines Weinglases, das er jetzt an die Lippen hebt: „Prost und guten Appetit, Freunde!“

*

Und wie war es mit ihm am Seil, im „Gewänd“, in den Augenblicken, da Worte nichts mehr gelten, weil nur noch die Tat wesentlich ist?

Jeder seiner Freunde weiß, daß Jörg sehr gut klettern konnte. Aber das können viele andere auch, und deshalb bedeutet diese Feststellung nicht viel, wenn man nicht selbst mit ihm unterwegs gewesen ist.

Am Rappenfels, einem Sandsteinfelsen in der Pfalz, gibt es einen Weg, der „Bogenverschneidung“ heißt. Er beginnt mit einer aus runden, glatten Wülsten geformten Felsrippe ohne Tritt und Griffe; nur die Reibung des Sandsteins gibt Halt für die Füße und Hände. Die Kletterbewegungen erinnern hier an das Anschleichen einer Katze, die auf Mäuse aus ist: Die begehrte Maus ist der erste Haken nach der Reibungsrippe, da, wo endlich die scharfe Felskante der Hangel beginnt. „Hier kommst du in deinen schweren Schuhen nie hoch, Jörg!“ erklärt Dieter, als wir am Einstieg stehen und kritisch die Wand betrachten. Jörg schaut seinen Freund nur kurz von der Seite an, grinst, deutet auf unsere bloßen Füße und meint: „Was nützt euch eure Barfußklettereier in den Alpen, zum Beispiel an der Bügeleisenkante im Bergell? Möchte eure Flossen mal nach so einer Tour oben am Gipfel sehn! Nein, was nicht in Bergstiefeln geht, geht überhaupt nicht.“ Sprach’s, band sich das Seil um und marschierte die Rippe hoch, als wäre der glatte Fels

eine Treppe. Selbst Dieter, dem Sandsteinexperten, blieb verwundert das Maul offen, denn immerhin war es damals Jörgs erste schwere Sandsteintour, die er absolvierte.

Ähnlich war es mit ihm am Glasfelsen, in der Großen Südwand. Die glatte Wandstufe nach dem Einstiegsriß hatte ich barfuß geklettert, und Jörg stieg am Seil nach. Am Standplatz unter dem überhängenden sandigen Handriß wollte ich weitergehen, denn: „Deine dicken Schuhe klemmen da nicht, es wird dir elend schwerfallen!“ Jörg aber hängte seine Selbstsicherung gar nicht erst am Haken ein: „Sichere bitte gleich weiter, Zacke, oder gönnst du mir die Seillänge nicht?“ Und schon war er über mir in dem Rißüberhang. Die Hände klemmten gut, aber mit den Schuhen mußte er außen in der brüchigen Wand auf kleinen Tritten stehen. Plötzlich brach so ein Sandsteinpfefferkuchen weg, die Hände aber hielten fest. Er keuchte vernehmlich, langte weit mit der rechten Hand nach oben, während die Linke, im Riß verklemmt, den Körper hielt. Ich betrachtete kritisch unseren alten verrosteten Standhaken und rief nach oben: „Jörg, paß auf, die Griffe über dir sind nicht zuverlässig.“ Keine Antwort, scheinbar völlig unbeeindruckt vom Ausbrechen des Trittes raufte er sich über die schwierige Stelle hinauf. Oben, am nächsten Standhaken, meinte er freilich: „Das ging auf dem letzten Zahn, da durfte mir nichts mehr ausbrechen!“ Und trotzdem: auch in dieser kritischen Situation gab es bei ihm keine unruhigen, überflüssigen Bewegungen, Zeichen von Angst oder Unsicherheit zu beobachten.

*

Ich habe Jörg kletternd nur auf kleinen Fahrten im Sandstein der Pfalz oder im Battert erlebt, aber so wie da soll er nach den Aussagen seiner Freunde immer gewesen sein. Unmögliches erkannte er nicht an, solange er sich nicht mit dem Einsatz seiner ganzen Person davon überzeugt hatte, ob das Problem zu lösen war oder nicht. Wo andere aus irgendwelchen Gründen versagten, handelte er, soweit es in seinen Kräften stand.

Am Walkerpfeiler aber konnte er nichts tun, um das Verhängnis von sich und seinem Seilgefährten abzuwenden.